

Jugendgewalt: Teil 2

Sachgerechte Paradigmen

Von Uwe Füllgrabe

Diskussionen um Ursachen und Vermeidung von Jugendgewalt sind oft ideologisch geprägt, längst widerlegte Thesen tauchen auf, Prinzipien des menschlichen Verhaltens werden nicht beachtet und man geht von falschen Paradigmen aus. Die Ursachen für Gewalt und Kriminalität werden gesellschaftlich begründet und etwas Entscheidendes wird übersehen: Der Täter. Da sich Menschen in ihrem Verhalten auch nach den möglichen Sanktionen ausrichten, kommt der gesellschaftlichen Reaktion eine entscheidende Rolle zu. Dabei ist konsequent sozial integratives Handeln gefordert und nicht nur „warmherziges Verständnis“.

Vorsicht: kriminalitätsfördernde Präventionsprogramme!

Falsche Paradigmen sind deshalb gefährlich, weil z. B. manche Präventions-

maßnahmen sogar kriminalitätsfördernd sein können (s. a. Sherman, 1997). Ein typisches Beispiel dafür liefert die Cambridge-Somerville-Studie (McCord, 1978, 2003).

Um den langfristigen Erfolg eines Programms zur Verhinderung von Kriminalität zu ermitteln, wurden zwischen 1935 und 1939 mehrere Hunderte Jungen aus dem Gebiet von Massachusetts ausgewählt. Berater suchten im Durchschnitt zweimal im Monat die Familien auf, Familienprobleme wurden in etwa ein Drittel der Gruppe angesprochen, über die Hälfte bekamen Unterstützung in schulischen Problemen, über 100 erhielten medizinische oder psychiatrische Hilfe, ein Viertel wurde in Sommerlager geschickt. Die meisten wurden in Kontakt mit den Pfadfindern, dem YMCA oder anderen Programmen der Gemeinde gebracht (McCord, 1978).

Eine Jahrzehnte später durchgeführte Untersuchung erbrachte ein ernüchterndes Ergebnis:

Das Programm bewahrte keineswegs die Jungen davor, kriminelle Delikte zu begehen, sondern erzeugte auch viele *negative* Nebenwirkungen, u. a.:

Männer der behandelten Gruppe (im Vergleich mit der Kontrollgruppe)

- begingen (zumindest) ein zweites Verbrechen,
- zeigten mehr Alkoholismus, mehr psychische Störungen (mehr Manisch-Depressive und Schizophrene),
- erlitten zumindest eine stressbezogene Krankheit, insbesondere hoher Blutdruck oder Herzprobleme, und
- starben in einem früheren Lebensalter (fünf Jahre früher).

Letzteres mag zwar überraschend sein, doch es ist psychologisch erklärbar. In der Terman-Langzeitstudie hochbegabter Kinder hatten diejenigen ein höheres Alter erreicht, die eine bessere Selbststeuerung hatten sowie verantwortungsbewusster und gesünder lebten (Friedman & Martin, 2011). Dies sind ja auch Faktoren, die Gewalt und Kriminalität entgegenwirken.

Die Einzelperson mag durchaus den subjektiven Eindruck gehabt haben, das Projekt habe ihr genützt. Der Vergleich mit der Kontrollgruppe zeigt jedoch, dass für die *Gruppe* die Maßnahmen wirkungslos oder negativ waren. Und die Studie widerlegte die Theorien, die kriminelles Verhalten als *kompensatorisch* ansehen für mangelnde Selbstachtung, schlechte psychologische Anpassung, Abhängigkeitskonflikte, schlechte zwischenmenschliche Beziehungen oder frustrierte Versuche, Ziele der Mittelschicht zu erreichen (McCord, 1978, S. 17).

Was geschieht nun, wenn ein Therapeut, der derartigen (unbewiesenen!) Theorien trotzdem noch anhängt, mit kriminalitätsgefährdeten Jugendlichen spricht? McCord (1978, S. 18) schildert dies so: „... Sich weigern, Verantwortung für seine eigenen Handlungen zu übernehmen, ist symptomatisch für vorkriminelles Verhalten derjenigen, die Eigentumsdelikte begingen; und Ressentiment gegen Autorität ist symptomatisch für vorkriminelles Verhalten derjenigen, die später Verbrechen gegen Personen begingen. Wenn verständnisvolle Berater unbeabsichtigt zu verstehen gaben, dass solche Einstellungen angemessen seien, kann man erwarten, dass die Behandelten sich sowohl besser fühlen, als auch Einstellungen haben, die für kriminelles Verhalten förderlich zu sein scheinen“ (McCord, 1978, S. 18).

Die negativen Ergebnisse der Cambridge-Somerville-Studie stehen aber

keineswegs isoliert da. McCord (2003) schildert ausführlich vier weitere Präventionsprogramme, die Kriminalität verstärkt auftreten ließen. Ein weithin übersehenes Problem besteht nämlich darin, dass das Zusammentreffen von kriminalitätsorientierten Jugendlichen (wie z. B. in Sommerlagern) Kriminalität fördert. Dishion, McCord und Poulin (1999) sprechen deshalb von einem *deviancy training*, definiert als der Prozess von beständigen positiven Reaktionen auf Diskussionen mit normverletzenden Inhalten (s. a. Sherman, 1997).

Diese Studie zeigt exemplarisch auf, dass bei therapeutischen und sozialen Maßnahmen teilweise völlig andere Mechanismen wirken als der Gutmeinende vermutet, dessen Paradigmen falsch sind. McCord (1978, S. 288) betont deshalb: „Interventionsprogramme laufen Gefahr, den Personen Schaden zuzufügen, für deren Hilfe sie gedacht waren.“

Der Erfolg von Präventionsmaßnahmen muss überprüft werden

McCord (2003) fordert deshalb, dass der Erfolg von Präventionsmaßnahmen überprüft werden muss. Sie vergleicht therapeutische Einwirkungen mit einem Medikament, das, wenn es nicht erprobt ist, unerwartete Schäden hervorrufen kann. McCord (2003) kritisiert auch, dass oft negative Ergebnisse nicht veröffentlicht und nicht zur Kenntnis genommen werden. All dies verhindert den Fortschritt der Wissenschaft.

Die vier Paradigmen

McCord (1978, 2003) sieht die *passive Einstellung* der Hilfeempfänger als einen der Gründe für das Scheitern der Cambridge-Somerville-Studie an. Durch die Dienste eines „Wohlfahrtsprojekts“, sahen sie sich als jemand, der Hilfe benötigte, wurden aber nicht zum eigenständigen Handeln angeregt.

Zum Verständnis der sachgerechten Reaktion auf Gewalt, aber auch hinsichtlich von Süchten und psychologischen Problemen, ist es nämlich wichtig, die vier möglichen Modelle bzw. Paradigmen (weil es sich hier um völlig unterschiedliche Menschenbilder handelt) zu betrachten, die bei Problemen und im therapeutischen Raum möglich sind (Coates, Renzaglia & Ebre, 1983):

1. Das **moralische Modell**: Der Empfänger der Hilfe wird sowohl für die Ent-

stehung seines Problems als auch für dessen Lösung verantwortlich gesehen.

2. Das **kompensatorische Modell**: Der Empfänger wird nicht für seine Probleme verantwortlich gemacht, aber als verantwortlich für die Lösungen angesehen.

3. Das **medizinische Modell**: Der Empfänger der Hilfe ist weder für die Probleme oder ihre Lösung verantwortlich. Der Empfänger wird als krank, unfähig angesehen, als Opfer einer Krankheit oder anderer überwältigender negativer Kräfte, die außerhalb seiner Kontrolle sind. Er ist unfähig, sich selbst zu helfen und benötigt beträchtliche Hilfe von anderen. Diese Hilfe kommt von Experten, die Fähigkeiten und Talente haben, die der Empfänger nicht hat.

4. Das **Erleuchtungsmodell**: Der Empfänger wird für sein Problem, aber nicht für dessen Lösung verantwortlich gemacht. Es wird nicht erwartet, dass er seine Probleme löst.

Diese vier Modelle bzw. Paradigmen sind keineswegs gleichwertig, denn sie haben unterschiedliche Konsequenzen. Die Modelle sind nämlich mit der *Kontrollüberzeugung* verknüpft. Dieses psychologische Konstrukt betrachtet eine grundlegende Frage, die sich jeder stellt: Wer ist für mein Schicksal verantwortlich, ich oder andere Menschen, das Schicksal, die Sterne? Untersuchungen zeigen: Bekamen Personen internal – kontrollierbare Erklärungen („Ich bin für mein Schicksal verantwortlich und kann es selbst kontrollieren“) für ihr Verhalten geliefert, fühlten sie sich kompetenter und fähig, mit ähnlichen Problemen in der Zukunft fertig zu werden.

Umgekehrt: Je mehr z. B. Schüler dem medizinischen Modell („Ich habe keine Kontrolle ...“) anhängen, desto eher gaben sie in der Schule auf und hatten weniger Hoffnung, dass sie bessere Noten bekommen könnten (Coates, Renzaglia & Ebre, 1983).

Wohlmeinende Helfer können öfter mehr Schaden anrichten als Gutes tun

Coates, Renzaglia und Ebre (1983) betonten darum: Wohlmeinende Helfer können öfter mehr Schaden anrichten als Gutes tun. Denn durch ein falsches Paradigma werden die Eigenverantwortung und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten abgebaut.

Die undifferenzierte Betrachtung von Tätern

Eine falsche Kriminalpolitik beruht auch darauf, dass man die Ursachen für Gewalt und Kriminalität in gesellschaftlichen Ursachen sieht und dabei etwas Entscheidendes übersieht: Es ist der Täter, der ein Delikt begeht und nicht eine anonyme Gesellschaft. Aber man wollte in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts „modern“ sein und (möglichst) auf Strafen verzichten, um den Täter nicht zu „stigmatisieren“. Dieser Denkweise lag aber eine undifferenzierte Betrachtung von Tätern zugrunde. Wie unterschiedlich Täter tatsächlich sind, ergibt sich z. B. aus folgender Beobachtung von Heisig (2010; S. 21).

Sie berichtet von jungen Männern, die beschuldigt wurden, *„an einer Bushaltestelle einen Menschen grundlos zusammengeschlagen zu haben. Dem völlig Wehrlosen, der einfach nur zur Arbeit gehen wollte, wurde im Anschluss an andere Misshandlungen eine Eisenkette auf den Kopf geschlagen, bis der Schädel brach. Er überlebte dies zwar, wird jedoch nicht wieder in den Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte kommen.“*

Die Tatverdächtigen wurden mir einzeln zur Vernehmung vorgeführt. Einer weinte, anscheinend nicht um sich selbst, sondern weil er sich des Ausmaßes der katastrophalen Folgen der Tat bewusst wurde. Andere waren regungslos, vielleicht geschockt. Und der Letzte starrte mich aus kalten Augen an und meinte, es könne ja nicht mein Ernst sein, ihn zu inhaftieren, schließlich habe er demnächst schriftliche Prüfungen, und im Übrigen helfe es dem Opfer ja nicht mehr, wenn er in den Knast ginge Sie wurden Monate später vom Landgericht zu hohen Jugendstrafen verurteilt.“

Wissenschaftlich gesichert ist seit langem, dass es drei Prototypen von kriminellen Jugendlichen, also drei unterschiedliche psychologische Grundrichtungen (Füllgrabe, 1975a; Robins, 1996), gibt:

1. den **sozialisierten Täter**, der in einer Gruppe nur Mitläufer ist, z. B. Mutproben begeht und der kriminalitätsfrei bleibt, wenn er in eine andere Gegend zieht.
2. den **unsozialisierten Täter**, der den harten, gewalttätigen Kern der Gruppe darstellt. Das psychologische Spektrum reicht hier von einem Jugendlichen mit impulsivem Lebensstil, der ihn durch Unüberlegtheit in Schwie-

rigkeiten bringt, bis zum eiskalten Psychopathen.

3. den (mehr oder minder) **psychisch gestörten Täter**, der zumeist als Einzeltäter Sexualdelikte (Füllgrabe, 1997, 2011) oder „symbolische Diebstähle“ ohne Bereicherungsabsicht (Füllgrabe, 1975b) begeht. Dieser bedarf eher einer problemorientierten Psychotherapie, die ihm Verantwortung für sein Handeln aufzeigt ihm aber nicht eine Opferrolle zuweist (z. B. Logotherapie, Provokative Therapie), evtl. auch die Vermittlung sozialer Fähigkeiten (Füllgrabe, 1977, 2011)

Für den sozialisierten Täter wäre eine harte Strafe tatsächlich kontraproduktiv. Wenn man aber nicht deutlich und konsequent auf einen impulsiven, unsozialisierten, oder sogar psychopathischen Täter reagiert, verschafft man diesem ein Erfolgserlebnis („Kriminalität zahlt sich für mich aus“). Und der Umfang und die Intensität seiner Kriminalität nehmen zu (Füllgrabe, 1997). Der Sherman-Report (Sherman, 1997), der wissenschaftlich den Erfolg von über 500 Präventionsprogrammen überprüfte, stellte dazu fest, dass für sie Ärgerbewältigungsprogramme wichtig sind, durch die sie lernen, ihr Leben aggressionsfrei zu steuern.

Deshalb sind sowohl militärähnlicher Drill als auch Abenteuerpädagogik, Weltreisen usw. *langfristig* wenig erfolgreich (Sherman, 1997). Sowohl der harte Drill als auch der „weiche“ Therapieansatz haben trotz ihrer Unterschiedlichkeit den

Arbeitsplatzmaßnahmen am wenigsten erfolgreiche Prävention!?

gleichen Fehler: Sie vermitteln keine Steuerungsfähigkeiten, der Drill nämlich nur so lange, wie eine Autoritätsperson vorhanden ist! Aus dem gleichen Grund fand Sherman (1997), dass Arbeitsplatzmaßnahmen die am wenigsten erfolgreichen Präventionsmaßnahmen waren.

Der Psychopath, ein gefährlicher Mitspieler im Spiel des Lebens

Es ist aber notwendig, bei unsozialisierten Tätern eine weitere Unterscheidung vorzunehmen, zwischen Psychopathen und anderen dissozialen Tätern.

Wer mit schwererziehbaren Kindern und Jugendlichen zu tun hat, wird bei diesen häufig erleben, dass sie lügen, betrügen, stehlen usw. Aber eine Gruppe hebt sich in der Intensität und der Skrupellosigkeit

ihrer Handlungen deutlich von ihnen ab. Sie entsprechen dem, was Hare (1999) als Psychopathen bezeichnet. Eine Psychologin veranschaulichte das mit der Beschreibung eines hochgradig aggressiven, psychopathischen Jungen, in Abgrenzung von anderen Schwererziehbaren: „Er spielt in einer völlig andern Liga“.

Einige der typischen Merkmale für Psychopathen sind u. a.: gewandt, narzisstisch, aalglatt und oberflächlich, impulsiv, Mangel an Reue und Mitgefühl.

Im Gegensatz zu den meisten Kriminellen begehen Psychopathen Verbrechen **rein aus Spaß**. Psychopathen zeigen im Vergleich zu anderen Kriminellen zweimal so viele gewalttätige Handlungen. Die Rückfallrate von Psychopathen ist doppelt so hoch wie die anderer Täter. Die Rückfallrate für Gewalt ist dreimal so hoch wie für andere Täter (Hare, 1999).

Psychotherapie macht bei Psychopathen alles noch schlimmer

Psychotherapie macht bei Psychopathen alles noch schlimmer. Psychopathen begingen mit vierfacher Häufigkeit als andere Patienten ein Gewaltverbrechen, nachdem sie aus einem therapeutischen Programm entlassen worden waren. Psychopathen, die nicht an dem Programm teilgenommen hatten, waren nach der Entlassung weniger gewalttätig als die behandelten Psychopathen.

Diese Programme waren aber – gemäß der Formulierung eines Psychopathen – wie ein erfolgreicher Schulabschluss: „Sie lehrten dich, wie man die Daumenschrauben bei Personen anziehen kann.“ (Hare, 1999).

Therapien liefern auch eine reiche Quelle von oberflächlichen Entschuldigungen für das Verhalten von Psychopathen: „Ich war ein missbrauchtes Kind“ oder „Ich habe niemals gelernt, mit meinen Gefühlen in Berührung zu kommen.“

Problematisch ist auch, dass die Gefährlichkeit von Psychopathen von Gutachtern leicht unterschätzt wird. In einer kanadischen Untersuchung wurde von Klinikern der Therapieerfolg von Sexualstraf Tätern eingeschätzt (Harris, 2000). Die Einschätzungen der Kliniker korrelierten *negativ* mit der Rückfallrate. Das bedeutet konkret: Täter, denen sie einen *guten* Therapieerfolg zuschrieben, begingen mit *größerer* Wahrscheinlichkeit neue schwere Verbrechen. Dies galt besonders für Psychopathen.

Psychopathen lernen nämlich sehr schnell, was man sagen muss, um den Eindruck zu erwecken, dass sie jetzt erfolgreich therapiert und „geheilt“ sind, also keine Gefahr mehr darstellen. Sie benutzen erfolgreich Worte wie „Ich habe meine Lektion gelernt“ oder „Sie haben mein Wort, dass es nicht mehr passiert“ oder „Es war einfach ein großes Missverständnis.“

Es ist nicht die Armut

Wenn in Diskussionen über Gewaltbereitschaft und Kriminalität als Ursachen Armut, Jugendarbeitslosigkeit, Wohnungsprobleme usw. genannt werden, wird unausgesprochen als Umkehrschluss gemeint, man müsse nur diese Ursachen beseitigen, um Gewalt und Kriminalität einzudämmen. In derartigen Argumentationen sind nicht nur mehrere Denkfehler verborgen, sie verschleiern auch wichtige Faktoren der Kriminalitätsentstehung und -vorbeugung.

Es ist nämlich ein **impulsiver Lebensstil**, der delinquentes Verhalten fördert, und nicht etwa der ursprüngliche Mangel an finanziellen Ressourcen. Das Wort „ursprünglich“ ist deshalb wichtig, weil delinquente Jugendliche wegen ihres impulsiven Lebensstils trotz besserer finanzieller Ausgangslage durchaus auch an Geldmangel leiden können. Wie bereits West und Farrington (1978) feststellten, lebten die delinquenten Jugendlichen über ihre Verhältnisse, gaben mehr Geld aus, als sie in ihrem Beruf verdienten, hatten keine Ersparnisse, hatten sogar Schulden (impulsiver Lebensstil).

Deshalb ist auch die Meinung falsch, man müsse nur Arbeitsplätze schaffen, um die Jugendkriminalität zu verringern. Wenn nicht gleichzeitig bestimmte Fähigkeiten entwickelt werden, innere Einstellungen und Verhaltensweisen geändert werden, hat dies – wie der Sherman-Report (1997) zeigt – keine kriminalitätsverringende Wirkung. Oder, wie mir ein Praktiker, ein Sozialarbeiter im Drogenmilieu, sagte: „Wenn man einem arbeitslosen Hooligan einen Arbeitsplatz beschafft, hat man einen Hooligan, der einen Arbeitsplatz hat!“

Bereits 1965 hatte Sanford an verschiedenen Beispielen aufgezeigt, dass gut gemeinte soziale Projekte scheitern, wenn sie die *psychologische* Realität und das Denken der Menschen nicht in Betracht ziehen. In diesen Fällen wäre es angemessen gewesen, die sozialpolitischen Maßnahmen auf Kenntnissen der besonderen

Subkultur sowie auf allgemeinen psychologischen Erkenntnissen zu begründen. Denn: „Wenn umfangreiche soziale Handlungen auf falschen Annahmen begründet sind, können sie für eine große Anzahl von Menschen Schäden bewirken“ (Sanford, 1965, S. 1383).

Deshalb zweifelte er daran, dass „irgendjemand in der heutigen westlichen Welt“ noch „doktrinär“ versuchen würde, sozialpolitische Maßnahmen auf Ideologien zu begründen (Sanford, 1965). Er sollte sich getäuscht haben. Im Zusammenhang mit der euphemistisch als „68er Revolution“ bezeichneten Bewegung wurden erneut soziologische (und psychoanalytische) Theorien und Paradigmen in den Vordergrund der Betrachtungsweise für gesellschaftliche Phänomene gerückt und psychologische Theorien und Paradigmen beiseite gedrängt. Damit lebte genau die Betrachtungsweise sozialer Probleme aus der Perspektive der Mittelschicht wieder auf, die Sanford (1965) für überwunden glaubte. Diese Betrachtungsweise findet sich in der Meinung wieder, dass Personen aus „sozial benachteiligten Schichten“ genauso seien wie Personen aus der Mittelschicht, nur eben ärmer. Paradoxiere Weise haben aber gerade *soziologische* Untersuchungen gezeigt, dass Menschen in bestimmten Subkulturen völlig andere Denk- und Verhaltensweisen als die Mittelschicht haben (z. B. Anderson, 2000; Miller, 1958) und dass materielle Armut nicht mit einer „Kultur der Armut“ gleichzusetzen ist (Lewis, 1966).

Materielle Armut nicht mit „Kultur der Armut“ gleichzusetzen

Bereits 1966 hatte Lewis in seiner Beschreibung der „Kultur der Armut“ die Notwendigkeit aufgezeigt, zwischen den materiellen Lebensbedingungen und dem Denken zu unterscheiden. Lewis (1966, S. 21) prägte den Begriff „Kultur der Armut“, um ein Muster aus Armut, Distanz zu den Institutionen der Gesellschaft, Misstrauen, Apathie und der Entwicklung alternativer Institutionen und Verhaltensweisen in der „Gemeinschaft der Slums“ zu beschreiben. Er unterscheidet aber auch (Lewis 1966, S. 23) ausdrücklich zwischen Armut und der „Kultur der Armut“. Er zitiert dazu Beispiele aus verschiedenen Ländern und Zeitepochen als Beweis dafür, dass arme Menschen keineswegs zu dieser *Kultur* der Armut gehören müssen. Voraussetzungen sind

z. B. das Vorhandensein von Verwandtschaftsbeziehungen und Klans, was ihnen ein starkes Gefühl der Identität und der Kontinuität gibt. Andere Gruppen legen Wert auf Lernen und haben feste Ausbildungsinstitutionen oder haben eine Religion, die Ihnen das Gefühl gibt, sie seien das auserwählte Volk usw.

Diese *psychologischen* Unterschiede bei gleichgroßer Armut zeigte auch Anderson (2000) in seinem „Gesetz der Straße“ auf, wo er zwei unterschiedliche Kulturen in den armen amerikanischen Ghettos beschrieb: Die „anständigen“ Personen („The decent people“, wie sich selbst nennen), die sich an den Normen der Mittelschicht orientieren und die straßenorientierten Personen („the street people“), die eher impulsiv und gewaltorientiert leben.

Lewis (1966) zeigte also genau wie Miller (1970) und Anderson (2000), dass sich die Angehörigen verschiedener Schichten keineswegs nur durch ihre unterschiedlichen materiellen Ressourcen unterscheiden, sondern auch durch unterschiedliche Denk- und Verhaltensmuster. Deshalb ist es nicht gerechtfertigt, die materiellen Ressourcen als Hauptverantwortliche des menschlichen Handelns zu betrachten! **Es ist also unbedingt notwendig, bei der Betrachtungsweise sozialer Probleme und spezifisch von Gewalt und Kriminalität psychologische Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken!**

Die Suche nach dem „Kick“ oder „Thrill“

Die Suche nach äußeren Faktoren, die Kriminalität verursachen, verstellt den Blick für wichtige Faktoren, die *tatsächlich* bei der Entstehung der Kriminalität eine Rolle spielen, aber leicht übersehen werden, weil sie entweder sehr subtil wirken oder nicht dem Zeitgeist entsprechen. Dass z. B. ein Faktor wie der *fehlende Sinn des Lebens* bei der Kriminalitätsentwicklung eine Rolle spielt, mag auf den ersten Blick überraschen. Doch Frankl, der Vater der Logotherapie, hat in seinen Schriften, z. B. „Das Leiden am sinnlosen Leben“ (1995), immer wieder aufgezeigt, dass viele individuelle oder gesellschaftliche Fehlentwicklungen (z. B. Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben, Depression, Selbstmord, Kriminalität) mit dieser Sinnfrage zusammenhängen. Wer keinen Sinn in seinem Leben erkennen kann, ist auf der Suche nach einem „Kick“ oder „Thrill“. Diese kann leicht in Gewalt münden, wie bereits Miller (1958) in seiner empirischen

Untersuchung zur Gewalt jugendlicher Gruppen nachwies. Und dass die Sinnfrage des Lebens neben anderen Faktoren tatsächlich bei der Entstehung von Kriminalität mehr oder minder direkt eine Rolle spielt, zeigte Lips (1994) auf.

Bei den von ihr untersuchten Hooligans war ein deutliches Bedürfnis nach Stimulation erkennbar. Die aktive Suche nach „erregungsproduzierenden“ Situationen endet häufig in gewalttätigen Handlungen. Zusätzlichen Nervenkitzel erhält man auch dadurch, dass man der Polizei entweichen kann.

Aktive Suche nach Stimulation endet häufig in gewalttätigen Handlungen

Dass man hier die Gewalt auf die Suche nach einem „Kick“ zurückführen kann und nicht etwa auf Armut und andere soziale Faktoren, ergibt sich daraus, dass sie während der Woche völlig unauffällig ihrer Arbeit nachgehen: „Die ganze Woche über muss ich mich im Betrieb anständig auführen, aber an den Wochenenden kann ich dann loslegen. Ich möchte später einmal ein ganz normaler Bürger werden, aber jetzt muss ich noch die Sau rauslassen“ (Lips, 1994, S. 426).

„Dieses Sich-Selbst-Spüren, auch das Einstecken-Müssen gibt den Jugendlichen das Gefühl, dass sie wirklich leben. Das Risiko von schweren Verletzungen, u. U., sogar mit tödlichem Ausgang, wird in Kauf genommen. Das wäre dann eben Pech. An mögliche negativen Konsequenzen wird nicht gedacht, da man sonst nicht dreinschlagen könne“ (Lips 1994, S. 426). Es ist also unbedingt notwendig, die Selbststeuerung von Personen zu erhöhen, die zu Kriminalität neigen.

Die erwarteten Konsequenzen des Verhaltens

Menschen richten sich in ihrem Verhalten auch nach den möglichen Konsequenzen, die sich daraus ergeben könnten (Füllgrabe, 1997, 2011). Sie bewerten die Situation danach, ob sie ihnen Vorteile oder Nachteile (Strafe, Blamage o. ä.) bringen könnte und reagieren als Konsequenz darauf mit Aktivität oder Passivität. Gemäß den Erwartungen wählt die Person aus ihrem Verhaltensrepertoire das entsprechende Verhalten aus. Es ist also für den Erwerb der Selbststeuerung notwendig, dass schon Kinder die „natürlichen Konsequenzen ihres Verhaltens“ (Tausch und Tausch, 1970) erleben.

Wenn sich aber die Konsequenzen für das Verhalten verändern, kann sich auch das Verhalten ändern. Das zeigt anschaulich Cernko (2007, S. 15) am Beispiel der Kriminalität jugendlicher Aussiedler aus Russland: „Die Jugendlichen kommen aus einem sozialistischen System, in dem Verfehlungen schnell und hart bestraft wurden. Diese gewohnte autoritäre Erziehung steht unseren Erziehungszielen von Eigenverantwortung und Toleranz elementar entgegen.“

Die Jugendlichen empfinden unser System aber als chaotisch, in dem der Einzelne seine Wünsche ungebremst durchsetzen kann. Sie fangen deshalb oft an, die Grenzen des neuen Systems auszuloten. Dieses ungebremste ‚Leben im Augenblick‘ führt häufig in die Kriminalität.“

Es ist also wichtig, dass nach einem Delikt sofort eine Sanktion erfolgt. Wie ist es aber in der Realität? Saad (2008) begleitete einmal einen Jugendlichen M. ins Gericht, der wegen Körperverletzung angeklagt war:

Richter: „Herr M., Sie wissen, warum sie heute hier sitzen?“

Herr M.: „Nein, ich weiß nicht!“

Richter: „Herr M., es geht um die Schlägerei vor einer Schule in Neukölln.“

Herr M.: „Welche von den Schlägereien meinen Sie?“

Es war dem Jugendlichen nicht übel zu nehmen, dass er nicht mehr wusste, um welche Schlägerei es sich handelte. Zwischen der Schlägerei vor der Schule und der Gerichtsverhandlung waren vierzehn Monate vergangen. In dieser Zeit gab es mehrere Schlägereien vor seiner Schule und bei einem Jugendlichen im Alter zwischen zwölf und elf Jahren sind vierzehn Monate eine lange Zeit, in der er vieles erlebt (Saad, 2008, S. 38).

Man beachte: Zwischen der Schlägerei vor der Schule und der Gerichtsverhandlung waren vierzehn (!!!) Monate vergangen. Dabei ist kriminologisch seit langem bekannt, dass primär nicht etwa das

Primär wirkt nicht das Strafmaß abschreckend sondern sofortige Sanktionen

Strafmaß abschreckend wirkt, sondern eine sofortige Sanktion. Deshalb hatte auch die Jugendrichterin Kirsten Heisig das Neuköllner-Modell entwickelt, das ein schnelles Strafverfahren und die Interaktion aller Behörden vorsieht.

„Manche Sozialarbeiter fordern schon lange massiveres Eingreifen von Polizei

und Justiz. Harte Strafen, die sich unter den Jungmännern herumsprechen“, so formuliert es der ehemalige Neuköllner Quartiersmanager Gilles Duhem.

„Früh, konsequent, deliktbezogen verhandeln“, damit ein Lerneffekt eintritt. Das gelte für jene Jugendlichen, bei denen sich schon früh eine kriminelle Karriere abzeichne, deren „große Brüder schon im Knast sitzen“, so die Richterin Heisig.

Saad (2008) schildert auch die Tricks, mit denen jugendliche Straftäter die Sanktionsmöglichkeiten zu unterlaufen versuchen: Sie trinken vor einer Tat Alkohol, um wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen zu werden (S. 162) oder stellen sich als Opfer dar (2008, S. 36):

„Es ist schon eine gute Sache mit der Jugendgerichtshilfe, die helfen einem nämlich dabei, wieder rauszukommen. Dazu habe ich Ihnen erzählt, wie schlimm es mir in der Familie ist. Ich habe mich gut als Opfer verkaufen können und vor allem betont, wie leid mir die ganze Angelegenheit tut. Natürlich habe ich mich auch beim Opfer entschuldigt. Also stand ich wie ein kleines Unschuldslamm vor dem Richter. Der hatte Mitleid mit mir und sagte: ‚Denk an deine Zukunft Junge, was soll denn aus dir werden?‘“

Ich antwortete: ‚Sie haben Recht, das bringt mir nicht viel, ich werde mir Mühe geben!‘“

„Na gut, heute kommst du noch mal mit einer Ermahnung davon, aber beim nächsten Mal wird es ganz anders für dich werden. Hast du das verstanden?“

„Ja, ja, ich habe verstanden Herr Richter!“

Ich stand auf und verließ mit einem traurigen Gesicht den Saal. Draußen vor der Tür habe ich mich dann gefreut, da ich ja die Gerichtsverhandlung gewonnen hatte. Oder etwa nicht? Wenn ich heute darüber nachdenke, tut mir das Opfer am meisten leid. Erst wurde es von mir verprügelt, genötigt und beleidigt und dann habe ich auch noch die Verhandlung gewonnen.“ Er beschreibt seine Gefühle mit folgendem Bild: Ein Sozialarbeiter hilft nicht dem blutenden Opfer, sondern geht auf den Täter zu mit den Worten: „Dem Mann muss man helfen.“ So empfand er, als der milde Richter es mit einer Verwarnung beließ.

Dass eine sofortige, aber nicht unbedingt eine harte Reaktion auf ein Delikt erfolgen muss, zeigt Heisig (2010, S. 53) am Beispiel von Graffiti-Sprayer, die aber keine bekannten Täter waren: „Die drei sichtlich geknickten Angeklagten werden zu Freizeitarbeiten verurteilt. Dies war auch

insofern gerechtfertigt, als es sich offensichtlich um sozialisierte Täter handelte. Einer von ihnen war Kosovo-Albaner. Der junge Mann erzählt, dass sein Vater unmittelbar nach der Ankunft in Deutschland mit ihm gemeinsam auf die Suche nach einem Deutschkurs gegangen ist. ‚Die Sprache, die Sprache, die Sprache‘, habe er stets gesagt. Auch der Sohn hat auf diese Weise schnell Deutsch gelernt, keine Probleme in der Schule gehabt und wird demnächst Abitur machen.“

Ganz anders ist es natürlich, wenn es um Gewalttaten geht oder es sich um unsozialisierte Täter handelt. Grundsätzlich ist aber ist zu beachten, was Heisig (2010, S. 34) feststellte: eine Bewährungsstrafe wird nicht unbedingt als Bewährung angesehen, sondern eher als Freispruch: „Manchmal hören die Täter nur „Bewährung“ und schalten dann auf ‚Durchzug‘.

Für männliche Klientel ist der Führerscheinentzug der Super-GAU

Da hätte ein möglichst sofort vollstreckter Arrest durchaus das Potenzial, diesem Effekt entgegenzuwirken.“

Sie schildert (S. 30) auch durchaus wirksame Sanktionsmöglichkeiten:

„Für männliche Klientel ist der Führerscheinentzug der Super-GAU, wird doch über das Autofahren Männlichkeit signalisiert. Die Freiheitsstrafe wird zur Kennziffer genommen, wegen der Führerscheinsperre wird immer geflücht.“

Ein Arrest kann eine durchaus positive Wirkung haben, der z. B. Saad half aus der Gewalt auszusteigen. „Der Arrest ... hat mir auch gezeigt, dass der Zug abgefahren ist: Die Richter hatten nach mehreren Freisprüchen die Nase voll und haben angefangen, mich für meine Dummheiten zu betrafen. Kurz gesagt, es war abschreckend für mich, so weiterzumachen wie bisher.

Nach dem Arrestaufenthalt war für mich besonders wichtig und hilfreich, dass mir vertraut wurde. Meine Eltern waren für mich da und haben mir eine zweite Chance gegeben. Mein Weg vom „bösen“ zum „guten“ Fadi war nicht ohne Hindernisse, aber ich hatte Leute, die an mich glaubten und mich in meiner schwierigen Lage und bei allen meinen Vorhaben unterstützen“ (Saad 2008, 165).

Erfolgt aber keine Sanktion nach einer Straftat, so entwickelt sich langsam eine kriminelle Karriere, die schnell zu Intensivtätern führt (Heisig, 2010).

Die Entstehung der Rockergewalt (Wolf & Wolter, 1974; s. a. KR 12/2002, Füllgrabe, 1997, 2011) ist ein anschauliches Beispiel für die allmähliche Entstehung von Gewalt durch Bekräftigungslernen, das durch laissez-faire bewirkt wird. Weil sie keine negativen Konsequenzen für Gewalt erlebten, wurde das Verhalten der Rocker bekräftigt und verstärkt. Vor einem derartigen Bekräftigungslernen von aggressivem Verhalten hatten Tausch und Tausch (1971) gewarnt: Gewalt darf sich nicht auszahlen. Und vor allem warnten sie davor, dass Gewalt verstärkt auftritt, wenn Erzieher usw. passiv zuschauen, statt einzugreifen. Dies wird nämlich von gewaltbereiten Personen als Billigung ihres Verhaltens gedeutet.

Die Rocker fassten ihre Brutalitäten als echte anerkennenswerte Leistungen auf und feierten sie. Der pädagogisch richtige Ansatz wäre jetzt gewesen, die Rocker zu gewaltfreiem Handeln anzuhalten und Mitgefühl für die Opfer zu erzeugen.

Wie war aber die gesellschaftliche Reaktion auf den Rockerterror? „Auf dem Höhepunkt des Rockerterrors appellierten Pastoren und Jugendpädagogen an die Öffentlichkeit“. Wogegen? Nicht gegen den Rockerterror, sondern gegen eine pauschale Verurteilung „dieser neuen Stiefkinder der Gesellschaft“ (Wolf und Wolter 1974, S. 10).“ Statt Mitgefühl für die Opfer zu zeigen oder zu aggressionsfreiem Handeln angeleitet zu werden, erlebten die Rocker also positive Reaktionen. Und diese förderte die Entwicklung der Rockergang in vier Phasen.

Präventionsmaßnahmen auch überörtlich wirksam

Gefährlich ist also eine gleichgültige laissez-faire-Haltung, was sich u. a. sich im mangelnden Bemühen um eine Gewalt- und Kriminalitätsprävention ausdrückt. Man geht gewissermaßen von folgender These aus: Gewalt und Kriminalität sind konstant. Und wenn man in einem Bereich Gewalt oder Kriminalität verhindert, treten sie in einem anderen Bereich auf. Diese These von der „Verschiebung von Kriminalität“ kann empirisch als widerlegt angesehen werden. Häufig ist nämlich das genaue Gegenteil der Fall: die Ausbreitung, Generalisierung positiver Konsequenzen von Präventionsmaßnahmen (Sherman, 1997). Diese „Ausbreitung des Positiven“ bedeutet konkret: Präventionsmaßnahmen können auch anderen Orten, anderen Situationen usw. die Kriminalität vermindern, obwohl dort überhaupt keine Präventi-

onsmaßnahmen durchgeführt wurden! Als z. B. in die Bücher einer Universitätsbibliothek Magnetstreifen eingefügt wurden, ging der Bücherdiebstahl zurück. Aber auch der Diebstahl von Tonband- und Videokassetten ging zurück, obwohl sie nicht durch Magnetstreifen gesichert waren. Die Diebe wussten offensichtlich nicht, welche Gegenstände gesichert waren. Die Kriminalitätsbekämpfung in einem Busbahnhof verringerte die Gewalt auch in der Umgebung (Sherman, 1997).

Der erfolgreiche Einsatz der TIT-FOR-TAT-(TFT)-Strategie in einer Jugendgang

In der Cambridge-Somerville-Youth-Studie wurde den Jugendlichen durch Betreuer „beständige emotionale Unterstützung, Freundschaft und zeitweilige Anleitung“ (McCord, 2003, S. 18) gewährt.

Warum wurden trotzdem viele der Jugendlichen kriminell und hatten später auch signifikant mehr Probleme verschiedenster Art?

Warum gab es sogar den Trend: Je mehr Betreuung die Jugendlichen erhielten, desto höher die Kriminalitätsneigung?

Weil Freundlichkeit gegenüber Problempersonen alleine nicht ausreicht, es muss auch *sofort* auf ihr abweichendes Verhalten reagiert werden.

Dies entspricht der TIT-FOR-TAT-Strategie, die aus drei Schritten besteht:

1. Ich bin freundlich, kooperativ.
2. Reagiert mein Gegenüber unkooperativ, stelle ich meine Kooperation ein.
3. Kooperiert er wieder, kooperiere ich ebenfalls wieder. (Füllgrabe 1997, 2011).

Dass diese Strategie gerade gegenüber potenziell gewaltbereiten Personen erfolgreich eingesetzt werden kann, belegt das Beispiel des Sozialarbeiters Taylor. Sein Verhalten gegenüber einer der größten gewalttätigen Jugendgang wurde detailliert von Salisbury (1962, S. 116 f.) geschildert.

Taylor war offensichtlich „streetwise“, d. h. er wusste, wie die betreffenden Jugendlichen fühlten, dachten und handelten. Und er trat mit ihnen in eine Interaktion ein. Dies gelang ihm auch dadurch, dass er eine schauspielerische Begabung zur Wiedergabe der Kommunikationsform der Straßengangs hatte. „Sie machten Witze über ihn und neckten ihn, aber er genoß ihr Vertrauen“ (Salisbury, 1962, S. 117).

Respektiert wurde er, weil er durch Befolgung der TIT-FOR-TAT-Strategie konsequent sozialintegratives Verhalten (Tausch & Tausch, 1970) zeigte und förderte:

Wenn die Jugendlichen Schwierigkeiten mit der Polizei, dem Gericht, ihrer Schule, zu Hause usw. hatten, erlebten sie, dass Taylor ihnen auf jede mögliche Weise behilflich war. Obwohl er niemals asoziales Verhalten billigte, spielte er sich niemals als Richter oder Zensor auf. Die Jugendlichen akzeptierten dafür drei Grundbedingungen:

- Taylor würde jeden, den er mit einer Waffe sah, auffordern, sie abzuliefern, oder er würde die Polizei benachrichtigen.
- Schon beim Verdacht, dass sie Rauschgift bei sich hätten, würde er sie auffordern, es abzuliefern, oder er würde die Behörden benachrichtigen.
- Wenn er erfuhr, dass sie jemand überfallen oder eine Gangschlacht beginnen wollten, würde er die Polizei herbeirufen, um dies zu verhindern.

Je mehr Betreuung, desto höher die Kriminalitätsneigung

Taylor versuchte, den engen Horizont der Jugendlichen zu erweitern. Er förderte neue Interessen und den Erwerb höherer Bildungsabschlüsse. Dadurch gelang es Taylor, viele Jugendliche aus ihrem engen Verhaltensmuster asozialer Betätigung herauszuführen.

Taylor ist ein typisches Beispiel dafür, was Anderson (1994) bei seiner Analyse des „Code of the Streets“, dem „Gesetz der Straße“, feststellte: Jugendliche, die aus einer „straßenorientierten“ Familie stammen, aber eine „bürgerliche“ Wertorientierung entwickeln, lernen diese Werte fast immer in einem anderen Umfeld in der Schule, in einer Jugendgruppe, in der Kirche. Oft ist es das Ergebnis einer Beziehung mit einem fürsorglichen „älteren Kopf“ (= erwachsenes Rollenmodell).

Taylor zeigte alle der von Axelrod (1991) erwähnten psychologische Merkmale von TIT FOR TAT. Er war

- **freundlich.**
- **provozierbar:** Er reagierte sofort auf tatsächliches oder mögliches Fehlverhalten der Jungen.
- **versöhnlich:** Sobald das negative Ereignis *konstruktiv* beigelegt war, war die Beziehung wieder positiv.

- **unkompliziert:** TIT FOR TAT ist eine Strategie, die leicht zu erkennen ist und die man leicht anwenden kann. Es weiß jeder, woran er ist.

- **nicht neidisch:** Axelrod (1991) versteht darunter, dass eine TIT-FOR-TAT-Strategie eine andere Strategie nicht übertreffen will. Darum beinhaltet der Verzicht auf persönlichen Maximalgewinn eine *faire* Verteilung der Ressourcen und eine strategische *Bescheidenheit*.

Es wäre sinnvoll, in Taylors Fall den Begriff „nicht neidisch“ durch „strategische Bescheidenheit“ zu ersetzen. Gegenüber den Jungen zeigte er keine demonstrative Überlegenheit. Er akzeptierte, dass sie ihn neckten und Witze über ihn machten, aber er baute eine kooperierende Gemeinschaft, eine „TIT-FOR-TAT-Kultur“ auf.

Positiver Einfluss von freundlichem, aber konsequent-sozial-intergrativem Verhalten

Taylors Beispiel zeigt deutlich, dass freundliches, aber konsequent-sozial-intergratives Verhalten die Jugendlichen positiv beeinflusste. Dagegen hätten sie eine Person, die ihnen gegenüber nur „warmherziges Verständnis“ geäußert hätte (Erklärung ihres Verhaltens durch ihre „trotzlose Jugend“ oder ihre Lebensumstände), als jemanden angesehen, der nur schöne Worte äußerte und den man nicht ernst nehmen muss (s. a. Douglas & Olshaker, 1996). Taylor tat etwas Konstruktives für sie, zeigte ihnen eine positive Richtung (im Sinne der Logotherapie, Frankl, 1995), und sein konsequentes Handeln – er handelte „fair but firm“ – zeigte, dass er nicht schwach, sondern stark war.

Literatur

- Anderson, E. (2000). *Code of the street: Decency, violence and the moral life of the inner city*. New York: W. W. Norton & Co.
- Cernko, D. (2007). Jugendliche Spätaussiedler – Integration, Kriminalität und Strafvollzug. Kriminologisches Blockseminar im WS 2006/2007 „Immigration und Kriminalität“. Universität Freiburg.
- Coates, D., Renzaglia, G. J. & Ebee, M. C. (1983). When helping backfires: Help and helplessness. In J. D. Fisher, A. Nadler & B. M. DePaulo (Eds.),

New Directions in helping, Volume 1, Recipients to aid, (pp. 251–279).

New York: Academic Press.

Dishion, T. J., McCord, J. & Poulin, F. (1999). When interventions harm: Peer groups and problem behaviour. *American Psychologist*, Vol. 5, Nr. 9, pp. 744–764.

Douglas, J. & Olshaker, M. (1996). *Die Seele des Mörders*. Hamburg: Spiegel – Buchverlag.

Frankl, V. E. (1995). *Der Wille zum Sinn*. München: Piper.

Friedman, H. S. & Martin, L. R. (2011) *The longevity project*. New York: Hudson Street Press

Füllgrabe, U. (1975a). *Persönlichkeitspsychologie*. Stuttgart: R. Boorberg Verlag.

Füllgrabe, U. (1975b). Neurotische Verhaltensstörungen. *Neues Polizei Archiv*, 633, Blatt 1 ff.

Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie. –Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wötzel. (3. Auflage 2011)

Hare, R. D. (1999). *Without conscience – The disturbing world of the psychopaths among us*. New York: The Guilford Press.

Harris, G. (2000). Whatever treatment we provide, we must measure results scientifically. <http://www.mhcr-research.com/en10.htm>.

Heisig, K. (2010). Das Ende der Geduld: Konsequent gegen jugendliche Gewalttäter. Freiburg: Herder

Lewis, O. (1966). The culture of poverty. *Scientific American*, 215, 19–25.

Lips, E. (1994). Gewalt bei Jugendlichen. *Kriminalistik*, 48 (6), 423–428.

McCord, J. (1978). A thirty-year follow-up of treatment effects. *American Psychologist*, Vol. 33, Nr. 3, March 1978, pp. 284–289.

McCord, J. (2003). „Cures that harm: Unanticipated outcomes of crime prevention programs.“ *Annals of the American Academy of Political and Social Sciences*, 587, May, 16–30, 2003.

Miller, W. B. (1958). Lower class culture as a generating milieu of gang delinquency. *Journal of Social Issues*, 14, 5–19.

Robins, R. W. (1996). Resilient, overcontrolled, and undercontrolled boys: Three replicable personality types. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70 (1), 157–171.

Saad, F. (2008). Der große Bruder von Neukölln: Ich war einer von ihnen – vom Gang-Mitglied zum Streetworker. Freiburg: Herder.

Salisbury, H. E. (1962) : Die zerrüttete Generation. Reinbek: Rowohlt.

Sanford, N. (1965). The prevention of mental illness. In B. B. Wolman (Ed.), *Handbook of Clinical Psychology*, (pp. 1378–1400). New York: McGraw – Hill.

Sherman, L. W. (Ed.) (1997). Preventing crime: What works, what doesn't. What's promising. A report to the United States Congress. University of Maryland. College Park.

Tausch, R. & Tausch, A. (1971). Erziehungspsychologie. Göttingen: Hogrefe

West, D. J. & Farrington, D. P. (1977). *The delinquent way of life*. London: Heinemann.

Wolf, H. E. & Wolter, H. J. (1974). Rocker-Kriminalität. Seevetal-Ramelsloh: Sozialpädagogischer Verlag.